

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 48 (1968-1969)
Heft: 12

Artikel: Bibliotheken
Autor: Alonso, Dámaso
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bibliotheken

DÁMASO ALONSO

Der Sommer war vorbei: Oktober 1907, vielleicht auch 1906. Wir bereiteten unsere Abreise nach Madrid vor, in die Kälte, die Schule, die düstere Strasse Santa Teresa, ich glaube es war Nr. 12. Wenn diese Zeit gekommen war und mit ihr die lange Trennung von fast 9 Monaten, bekam ich von den Verwandten in Ribadeo immer etwas geschenkt. In jenem Jahr war es ein Geschichtenbuch aus der Perla-Bibliothek: ein steif gebundener, dicker Band mit leuchtenden Buchdeckeln. Ich besass natürlich auch schon andere Bücher, mehrere sogar, nachdem ich mit meinen 8 Jahren ja schon drei Schulklassen hinter mir hatte. Aber es war gerade dieser Band aus der Perla-Bibliothek, der mich entdecken liess, welch bezaubernde Sache es um die Bücher war, wie sehr man sie lieben konnte, welches Vergnügen in ihrer Lektüre bestand, aber auch schon darin, mit ihnen umzugehen, sie liebevoll in der Hand zu halten, viele von ihnen zu besitzen, sie sorgfältig einzuordnen und sie wieder herauszunehmen.

Diese Entdeckung, die zum Stigma meines ganzen Lebens werden sollte – und das nun schon länger als ein halbes Jahrhundert –, ereignete sich genau auf der Landstrasse von Ribadeo nach Lugo. Die pferdebespannte Postkutsche – das Abenteuer der Reisen des 19. Jahrhunderts mit ihr noch in die ersten Jahre des 20. hineingetragen – ging schon sehr früh ab, noch vor Morgengrauen: man musste für die 16 Stunden dauernde Reise das Tageslicht ja so weit als nur möglich ausnützen. Wir, meine Mutter und ich, reisten im, wie mir damals schien, grossartig gepolsterten, vorderen Teil der Postkutsche ganz allein für uns, und ich erinnere mich noch, wie froh und glücklich ich darüber war.

Die Landschaft glitt langsam vorüber, von der milden Herbstsonne Galiziens sanft überstrahlt. Und ich hielt das Buch der Perla-Bibliothek in der Hand. Wunderbare Geschichten, ich glaube, es waren die Märchen von Andersen, mit wunderbaren Illustrationen dieser Geschichten. Dazwischen klappte ich das Buch auch zu, schaute zum Fensterchen hinaus und schaute auf das geschlossene Buch. Auf dem Einband war ein Bild in lebhaftem Buntdruck. Darauf waren ausser dem Platz, den die Buchstaben des Titels beanspruchten, die Regale einer Bibliothek mit vielen Büchern zu sehen. Einige Borde waren nicht ganz besetzt. Auf ihnen standen die letzten Bände ein wenig schief und lehnten sich an ihre Nachbarn an. Ein Junge

und ein kleines Mädchen waren dabei, die Bücher zu ordnen. Das Mädchen trug ein rosa oder vielleicht auch ein blaues Band im Haar. Der Junge stand auf einer Leiter und stellte gerade ein Buch auf eines der hohen Borde. Oh goldumwobenes Bild jener Szene! Welche Wünsche, welch unerklärbares, erst viele Jahre später erkanntes Streben hat es in mir geweckt?

*

Heute bin ich mir darüber klar, dass als «Raumkomposition» dieser Sehnsucht seit jenem Tag im tiefsten Grund meines Bewusstseins Bücher wie Borde, auf die man sie stellt, und die Leitern, um bis zu den obersten Reihen zu gelangen, für mich zusammengehörten. Alle aufs engste miteinander verbunden, die einen für die andern geschaffen. Erst in reifen Jahren habe ich es zu Leitern gebracht, um auch in den entferntesten Winkel des Bücherparadieses zu gelangen. Und ich habe sie mir angeschafft, trotzdem mich meine gelehrten Freunde wie Cossio, Moniño, Eugenio Asencio und andere vor der Gefährlichkeit solcher Leitern warnten und mir die Geschichte des Marquis von Morante erzählten – ich glaube wenigstens, dass er so hiess –, eines Bibliophilen, der als Opfer seiner Leidenschaft den Tod fand, aber nicht etwa durch übermässigen Bücherkonsum, sondern weil er in seiner ganzen Länge von der Leiter herunterfiel... Nun, ich stellte trotzdem meine Handleitern auf, und vielleicht geschah es wegen der Verzauberung durch jenen Einband der Perla-Bibliothek.

Ein wenig später, in der Klosterschule, entdeckte ich noch etwas Faszinierenderes. Es war uns nur selten erlaubt, die Bibliothek mit ihren vielen Büchern, die ja sicher nicht gerade für Kinder bestimmt waren, zu betreten. Aber welches Entzücken verströmte dieser Raum für mich! Die Luft dort war tief wie jahrhundertealtes, unauslotbares Wasser. Diese Umwelt, diese Ruhe befreiten die Seele. Der Raum war sehr hoch, und etwas über der halben Höhe lief um alle Wände, freischwebend, ein mit einem Geländer versehener Gang. Zu ihm führte eine Treppe hinauf, und wenn man auf dieser Art Galerie herumging, konnte man, wie von einem zweiten Stock aus, die hohen Regale bequem benützen.

Während ich mir diese so weit zurückliegenden, im Schatten der Zeit versunkenen Dinge wieder ins Gedächtnis rufe, entdecke ich plötzlich, dass der Besitz einer Bibliothek mit so einer Art Mauergang auf halber Höhe ein mir zutiefst innewohnender Wunsch meines Lebens gewesen ist, der nie ganz zutage trat. Ich habe es nie zu einer freischwebenden Galerie gebracht, sondern nur zu einer bescheidenen Messingstange, die parallel zum Fussboden um alle Borde läuft und in die man die Handleiter einhängt.

Und jetzt komme ich darauf, und es wird mir auch klar, warum mich das Haus von Alfonso Reyes, das ich bei meinen beiden Besuchen in Mexiko sah, so ausserordentlich beeindruckt hat! Es war ein zwei Stockwerke hohes

Haus, aber es hatte keine zwei Stockwerke. Es glich einer riesigen Schale: nur Umfassungsmauern ohne die Unterteilung in Stockwerke. Und alle Mauern voller Bücher. Auf halber Höhe verlief eine freischwebende Galerie wie in den Klosterbibliotheken, nur dieses Mal in guter Steinmetzarbeit direkt aus der Hauswand tretend. In dieser Galerie gab's dazwischen breite Ausbuchtungen, mit denen sie, immer freischwebend, wie zur Mitte des Raumes hinstrebte. In einer dieser Buchten stand Alfonso Reyes Arbeitstisch, in einer anderen sein Bett, in einer weiteren fanden sich ein paar tiefe Sessel, auszuruhen oder mit Freunden zu plaudern. Für einen Dichter und Gelehrten ein geradezu ideales Haus, fast sein Double in Stein, Zement und Klinker.

Denn der Gelehrte, der Mann, der, wie Dädalus, in restloser Hingabe an seine Berufung lebt, ist nicht, was im allgemeinen unter «normal» verstanden wird, kann es nicht sein. Er ist ein Wesen ausser der Reihe, durch vieles von den anderen getrennt. Und jenes Haus von Alfonso Reyes ist wie die Widerspiegelung dieser vom Üblichen abweichenden Art des Intellektuellen, übertragen auf seine Wohnung. Die Bibliothek ist derart angewachsen, dass sie die übrigen Teile des Hauses hat erstarren, ja fast untergehen lassen. Es hat den Anschein, dass hier alle materiellen Erfordernisse eliminiert worden sind, dass hier nicht gegessen wird und Schlafen nur ein leichtes Atemholen bedeutet, um über die Bücher zu wachen und sie auch noch in der Welt des Traumes liebevoll zu betreuen. Bibliothek, das ist das Haus des Schriftstellers, das heisst, es ist schon kein Haus mehr, sondern eben nur Bibliothek.

*

Ich weiss, dass es überall in der Welt viele Leute gibt von zwar bisweilen grundsätzlich verschiedener Einstellung, die – und darin stimmen sie merkwürdigerweise am leichtesten überein – entrüstet, ja manchmal unter Drohungen, gegen das Vorhergesagte protestieren. Aber trotz ihres Geschreis werde ich das Recht des Wissenschaftlers, sich jeder Störung von aussen zu entziehen, aufrechterhalten. Es handelt sich dabei nicht um den von etlichen Ästheten geprägten Begriff des «Elfenbeinturmes». Keineswegs: wer sich von den flüchtigen Erscheinungen des Lebens fernhält um sich auf die dauernden zu konzentrieren, schliesst sich nicht von den Wünschen der Menschheit aus, er versucht vielmehr, sie in ihren Wurzeln zu ergründen. Ich füge noch an, dass mir das Leben diesen Wunsch leider nie erfüllt hat. Von äusseren Beanspruchungen hin- und hergerissen, habe ich mich niemals, wenigstens nicht für längere Zeit, in einen ruhigen Hafen flüchten können.

Ich weise also den Vorwurf mangelnder Solidarität, den man dem Wissenschaftler oft macht, zurück. Und ich glaube, man muss auch noch ein anderes, oft auftretendes Missverständnis richtigstellen. Ich habe meine angeborene Liebe zu Büchern und Bibliotheken eingestanden. Trotzdem brauche ich

niemals, oder höchstens ethnologisch, ein «Bibliophile» zu sein. Es gibt solche und solche Bibliophile: ich kenne viele von ausserordentlichem Geschmack, grosser Begabung und umfassender Belesenheit. Aber ich beziehe mich nun auf etwas anderes, darauf, was die Leute im allgemeinen unter einem «Bibliophilen» verstehen: einen Mann nämlich, der besondere Schätze besitzt! Ich kenne dieses nützliche, im Grunde eigentlich auch vornehm selbstlose Geschöpf, dem die Menschheit zum grossen Teil die Bewahrung ihrer kulturellen Tradition verdankt: immer auf der Lauer, immer mit gesträubten Haaren und dem Schlüsselbund am Gürtel, immer besorgt, dass etwas entwendet werden könnte, voll Angst vor dem Bücherwurm, diesem «anderen» Bücherfreund, vor Feuchtigkeit, vor Flecken... Ja, wahrhaft selbstlos, denn welch selbstlosere Haltung gäbe es als die, die Bücher nie zu lesen, sie aber zu konservieren, damit sie – während ihr Besitzer schon im Grab verfault – andere benützen können?

Ich bin dagegen viel weniger selbstlos, weil ich meine Bücher für mich haben will, nicht um sie zu «besitzen», sondern sie zu «benützen». Das Buch wird zu dem meinen, wenn ich's in der Hand halte und darin lese. Ich erringe es mir dann in ehrlichem Kampf, eben durch diesen Kampf, den die Lektüre bedeutet, diese Auseinandersetzung zweier Geister, bei der immer nur einer siegt, aber keiner verliert. Es ist eine Schlacht, von der schon vor sechs Jahrhunderten ein grosser und scharfsinniger Freund aller Gelehrten, der Rabbi Sem Tob, gesagt hat, dass es keinen besseren Freund gäbe als das Buch und dass den Kampf mit ihm aufzunehmen grösseren Gewinn bedeute als jeder Friede und um so reicheres Wissen vermittle, je stärker die Auseinandersetzung sei.

Dieser Aufforderung des alten Rabbi aus dem XIV. Jahrhundert wollte ich immer nachkommen. Ich möchte kein «Bibliophile» sein, ich möchte meine Bücher gewinnen, sie besitzen dadurch, dass ich beim Lesen mit ihnen kämpfe. Ich habe mich deshalb mit grösstem Genuss in Bibliotheken aufgehalten, sei's in meiner eigenen oder in fremden. Ich brauche um mich diese Atmosphäre von Tradition und diese ehrfürchtige Stille. Nur das. Und es ist mir gleich, ob das in meiner Privatbibliothek oder in einer öffentlichen ist. Natürlich muss ein Gelehrter, der in unstillbarem Drang diesen dauernden Kampf mit dem Buch nicht unterbrechen kann, auch einige im eigenen Haus besitzen, so wie ich in dem meinen.

*

Ich verdanke den Bibliotheken viel, verdanke ihnen die besten Stunden meines Lebens. Ich habe auch oft über sie gesprochen. Eines Tages habe ich bewegten Herzens die Abteilung unveröffentlichter Manuskripte der Nationalbibliothek entdeckt, ebenso hätte ich auch über den grossen Genuss berichten können, den mir die «Raritäten» dieser Bibliothek bereitet

haben. Bei anderen Gelegenheiten habe ich auch davon erzählt, welche glückliche Zeiten ich in jenem alten Gebäude der Universitätsbibliothek von Cambridge verbracht habe, nicht in dem jetzigen, sondern in dem grossen, alten Haus voll bezaubernder, in unergründlichen Windungen verlaufender Gänge, Wendeltreppen, geheimnisvollen Ausgängen und verborgenen Winkeln. Und dazu kämen noch viele, viele andere Bibliotheken in Spanien, Deutschland, Frankreich, Italien und Portugal, denen ich allen ewigen Dank schulde.

Das Paradies jedoch, ein wirkliches Paradies auf Erden – darüber habe ich schon verschiedentlich geschrieben, und ich halte es aufrecht – habe ich in den grossen Bibliotheken der Universitäten Amerikas gefunden, vor allem in denen von Yale und Harvard. Niemals wieder hatte ich so das Gefühl ein Millionär zu sein: zehn Millionen Bücher waren damals meinen Händen erreichbar. Möge mir Seneca verzeihen, für den die Fülle der Bücher zu Zerstreuung führt (*Distringit librorum multitudo*), und der anfügt «da man nicht so viele lesen kann als man besitzen kann, genügt es, nur so viele zu besitzen, als man lesen kann». Natürlich meinte er damit nur die Privatbibliotheken. Ich hätte Seneca einmal in der von Harvard sehen mögen! Ich ziehe einen Schlüssel aus der Tasche; die vielen Türen zu den *stacks*, den nach Fachgebieten geordneten Bücherregalen der Bibliothek, lassen sich alle mit diesem Wunderschlüssel öffnen. Jeder zur Benützung berechtigte Leser besitzt einen solchen. Man braucht auch nicht zu befürchten, dass irgend ein vergesslicher Gelehrter eine Tür offenstehen lässt, denn sie schliesst sich, wie von einem genialen Schutzgeist der Bücher dazu veranlasst, lautlos feierlich von selbst. Und nun kann ich mich in dem Metallgefüge dieser Bücherstadt – Gänge, Treppen, Schränke, alles aus Metall – nach Belieben bewegen. Die Beschriftungen an den einzelnen Gängen führen mich. Ich knipse Lichter an, die ich, wie alle, dann abzdrehen vergesse: doppelte Leuchtspuren, die des Weges, den ich physisch zurücklege, und die, die sich meiner Seele eingraben wird. Welch ein Vergnügen, durch meine Lieblingsabteilungen zu wandern, da und dort hineinzusehen und herumzustöbern! Wie herrlich für den, der, leider unvermeidbar, an Spezialisierung gebunden ist, sich in völlig unbekannten Zonen zu verlieren! Man benützt im Vorbeigehen ein Tischchen, eine Nische, die's hier allenthalben gibt. Und man liest ohne System, in verschwenderischer Fülle, eines ums andere mit wilder Begeisterung, nur die Uhr verfluchend, die unerbittlich vorrückt. Die Lektüre, die den Geist am meisten anregt, ist gerade die ohne System, obwohl die traurigen Lehrsätze und die noch traurigeren Lehrer anderer Meinung sind. Manches Mal, an meinen «Streifzugtagen», erlaubte ich mir solche Ferien, solchen Tourismus in die für meine Wissensbereiche abgelegensten Gebiete. Welch ein Genuss! Ein Genuss, verwoben mit rückblickender Sehnsucht nach anderem, noch intensiveren Geniessen, denn dieses Erschauern, dieser

leidenschaftliche Überschwang liessen wieder jene trunkenen Nächte endlosen Lesens zwischen meinem 15. und 25. Jahr erstehen mit der schliesslich niedergebrannten Kerze und der langsam aufsteigenden Morgenröte. Nun, so würde es niemals mehr sein. Das schenkt einem das Leben nur einmal. Reife Jahre erfordern anderes. Aber obwohl ich jetzt ein durch tausend Verpflichtungen gebundener Mann bin, werde ich nie das beglückende Erleben vergessen können, das mir die Bibliotheken von Harvard und Yale geschenkt haben.

Alfonso Reyes Haus, die weiten, dunklen Klosterbibliotheken, die riesigen Bücherbestände von Harvard und Yale oder meine eigene bescheidene Bibliothek mit ihren einfachen Leitern zum Erreichen der Bücher auf den obersten Borden... sie alle sind nur verschiedene Winkel eines gleichen, unteilbaren Königreiches. Bibliotheken: das bedeutet in sich geschlossener, einzigartiger Raum und doch weitgespannt wie das Meer, das alle Gebiete der Welt erreicht. Dabei ist es gleich, ob es sich um Amerika oder Europa handelt, um öffentliche oder private Bibliotheken. Wir wollen diesen Raum betreten. Hier ist das Reich der Ordnung und der Stille oder allenfalls hört man – wie in meinem privaten Winkel – manchmal die heiteren und geliebten Stimmen der Freundschaft. Hier Ordnung, Tradition wie Erneuerndes und Stille, in langen Jahrhunderten liebevoller Arbeit des Geistes in die Bücher als Samengut gesenkt, während draussen Hass und Verständnislosigkeit ruhsüchtig lärmen.

Oh Bibliotheken, meine geliebten Bibliotheken, ich danke Euch jetzt, wo mein Leben sich neigt, danke Euch und tue das, als ob Ihr lebendige Wesen wäret, so wie man guten und freigiebigen Freunden dankt.

*

All das – die Berufung zur Arbeit für die Wissenschaft, eine ganze Zukunft mit Freuden, die nicht ihresgleichen in anderen Freuden des menschlichen Lebens haben – stand über jenem Kind, das mit seiner Mutter im vorderen Abteil der Postkutsche von Ribadeo nach Hause reiste, einen Band aus der Perla-Bibliothek auf den Knien, jetzt schon vor mehr als 60 Jahren. Eine Reise voll schicksalsträchtiger Vorzeichen. Denn bei diesem Kind ging es weder um die Reise nach Lugo oder Madrid, noch um die in die Schule oder die düstere Strasse. Es reiste damals schon, glücklich, in ein Leben und für ein Leben mit einem Buch in der Hand, immer mit einem Buch in der Hand. Und wenn ich nach so langer Zeit auf die Entscheidung für meinen Beruf zurückblicke, so sehe ich immer als Ausgangspunkt dazu vor mir die bunten Buchdeckel jenes Bandes aus der Perla-Bibliothek.

(Autorisierte Übertragung aus dem Spanischen von Thekla Lepsius.)